

von Nataly Bleuel

Zwei Warnungen muss ich vorausschicken. Es könnte die Ironie mit mir durchgehen, die Waffe der Unterdrückten, Gequälten und Verkannten. Und ich muss aufpassen, dass ich nicht ins Schwadronieren und Ausplaudern gerate.

Ich bin nämlich ein Ghost. Ich schreibe für andere Bücher.

Und da geht es nicht um mein Ego. Sondern, wie meine Agentin ganz richtig zu sagen pflegt: um eine Dienstleistung. Dann hält sie jedes Mal, wenn ein Angebot kommt, das spüre ich, die Luft an, um nicht zu rufen: Heikel! Schwierig! Pass auf! Hoffentlich geht das gut!

Das kommt von Abenteuern wie jenem, das ich vor langer Zeit erlebte, bei meinem allerersten Ghostwriting. Ein Verlagsleiter hatte angerufen, ob ich für einen Bodyguard ein Buch schreiben wolle. Vermutlich dachte er, die kann das. Schreiben, so denken die allermeisten Menschen, kann ja im Grunde jede und jeder. Es ist ganz einfach: Man muss nur Buchstaben aneinanderreihen, und schon kommt unten ein Text raus. Und ich hatte ja auch ein paar eigene Bücher geschafft, Texte in Zeitungen geschrieben und zu allem Überfluss eine Journalistenschule besucht.

Als kürzlich die Autobiografie von Prinz Harry erschien – verfasst von J. R. Moehringer, der schon André Agassi zur Seite gestanden hatte –, wies die *New York Times* darauf hin, dass Ghostwriting ein Handwerk wäre, das man erlernen müsse. Es sei

Ghostwriter brauchen psychologisches Geschick

ein „little-understood craft“, bei der „diskrete Talente“ jemandes Stimme „kanalisiert“, ohne Fingerabdrücke zu hinterlassen, und auf diese Weise ein Buch „konstruierten“, das „Form und Struktur“, einen „Erzählbogen“ und „einprägsame Charaktere“ habe. Eigentlich seien Autoren wie Moehringer aber noch mehr als Schreibhandwerker: sogar fast Psychiater.

Und das stimmt. Denn der Ghost muss Menschen nicht nur zuhören, lesen und dann für sie schreiben – sondern er oder sie braucht auch psychologisches Geschick. Denn die Beziehung, die sich zwischen der Hauptfigur und ihrer Zuhölerin oder ihrem Zuhörer entwickelt, kommt oft einer zwischen Patient und Therapeutin gleich. Es geschieht fast automatisch. Weil man jemandem wochenlang interessierte Fragen stellt, aufmerksam lauscht und in sein oder ihr Leben eintaucht, weil man sein Subjekt verstehen will.

Dann sitzt man morgens um halb sieben vor dem langen Arbeitstag im Büro einer Politikerin, hinter dessen Schrankwänden sich Waschbecken und ein Bett verstecken, und redet mit ihr, während sie sich die Haare kämmt und die Wimpern tuscht, über ihr Leben und ihre Arbeit. Dann hockt man tage- und abendlang am Esstisch eines emeritierten Wissenschaftlers, der endlich Zeit, Muße und Anlass hat, die Forschungen und Erfahrungen der Jahrzehnte Revue passieren zu lassen, natürlich bei mehreren Flaschen Rotwein. Dann sagt man einem Anti-Gewalt-Coach, mit dem man wochenlang seinen Schützlingen, Intensivtäterinnen und -tätären, gelauscht hat: So, ich hab jetzt alles im Kasten, tippe es ab, schreibe es auf, und schicke dir dann das erste Kapitel, damit du gucken kannst, ob es deinen Vorstellungen entspricht. Und dann steht der plötzlich vor der Tür und will sein Herz weiter ausschütten. Und ist beinahe ein bisschen enttäuscht, dass es vorbei ist. Mit den Sitzungen. In denen jemand versucht hat, ihn oder sie zu verstehen. Und das, ohne zu urteilen.

Ein „Ghost“ muss also nicht nur schreiben (können). Sondern sein Gegenüber lesen. Literaturwissenschaftler bezeichnen das als „hermeneutischen“ Prozess. Ohne

Ich bin’s, der Ghost

Prinz Harry, Annalena Baerbock oder Maja Göpel: Wenn Prominente ein Buch schreiben, lassen sie sich oft dabei helfen. Unsere Autorin ist Ghostwriterin.

Einblicke in einen Berufsstand, in dem Verschwiegenheit Teil der Abmachung ist



ILLUSTRATION: JESSY ASWUS

Dem Kunden sagt man immer: Das lässt sich ganz einfach ändern!

Verstehen kann kein guter Text entstehen. Und schon gar keiner, in dem sich das Gegenüber wiedererkennt.

Bei meinem allerersten Ghostwriting, das mit dem Bodyguard, hatte ich es mit einem Menschen zu tun, der einen Superslang draufhatte, Berliner Schnauze plus Straße plus Humor, und Sätze sagte wie: „Ich bin der sprechende Embryo.“ Oder: „Ich hab eigentlich nie Angst, aber wenn das Adrenalin kommt, quatsch ich Übelgölle.“ Mir gefiel das, dem Verlag gefiel das, und der Leserin und dem Leser hätte es hundertpro auch gefallen, und für sie sollte das Buch ja geschrieben werden, es klang aufregend, anschaulich, aus dem Leben gegriffen, echt. Wegen einer „Scheißangst“ aber, die ihm dann doch rausgerutscht war und die ich im O-Ton dringelassen hatte, weil man nun mal Scheißangst haben kann, wenn man einen der bösesten Berliner Clan-Bosse allein in einem Hinterzimmer trifft, klingelte an einem Montagmorgen um halb acht die Lektorin. Und sagte, der „Autor“ – so heißt der Promi oder hier eben der Bodyguard im Verlagsvertragssprech – habe übers Wochenende das zweihundertseitige Manuskript gelesen (das sie für gut befunden hatte). Und wolle es nun von seiner Freundin (von der ich nicht viel mehr kannte als ihr sehr hübsches Nacktfoto über dem Schlafzimmerbett bei einer Hausführung) neu schreiben lassen.

Weil: Das Wort! Geht gar nicht!! Um mich auszuheulen, beispielsweise auch über das schöne Scheißwort, das wir

nach einer therapeutischen Intervention einfach gelöscht haben, treffe ich mich hin und wieder mit anderen Ghosts. Oder mutigen Schreiberinnen, die es werden wollen, und mich mit angstgeweiteten Augen fragen, wie das überhaupt geht? Erst mal, sage ich dann, muss euch der Mensch oder sein Thema interessieren. Und die Chemie sollte stimmen. Ihr werdet euch nämlich nahekommern. Dann muss klar sein, welche Form das annehmen soll: Soll es eine Autobiografie werden? Ein Politikerbuch? Das Buch eines Promis, der so viel zu sagen hat, dass ein Verlag daraus ein „Debattenbuch“ machen möchte? Oder ein Sachbuch, das komplizierte und hochspannende relevante wissenschaftliche Erkenntnisse so anschaulich erzählt, dass es viele Menschen kaufen und lesen wollen?

Und dann erzähle ich weiter: Man braucht natürlich einen Verlag, und entweder der meldet sich bei euch, weil ihr thematisch harmonisieren könntet, vielleicht habt ihr ja schon über Medizin, Nachhaltigkeit, Politik oder auch erfolgreiche Memoiren geschrieben. Oder ihr bietet das Buch gemeinsam mit eurer Expertin oder Hauptfigur einem Verlag an. Wer wie viel Honorar – im Verlagsjargon (Garantie-)Vorschuss – erhält und in welchem Verhältnis, ist völlig unterschiedlich. Es hängt ab von der Erfolgsaussicht des Themas und der Prominenz des offiziellen „Autors“ oder sogar seiner „Mitarbeiterin“. Manchmal bekommt sie 70 Prozent, weil sie die meiste Arbeit mit dem Text hat. Dafür kann der Promi dann 70 Prozent der Er-

löse abgreifen, die sich ergeben, wenn der Vorschuss abgegolten ist, und er mit seiner Person für Interviews, Talkshows und Debatten einstehen muss.

Und dann, sage ich zu meinen Geistern, legt ihr los. Ihr recherchiert, entwickelt einen Fragenkatalog entlang der vereinbarten Gliederung des Buches und trifft euch nun zu Interviews oder eher Gesprächen. Das können 20 Stunden sein oder 200 oder sogar zwei Jahre. So lang mietete sich Moehringer in einem Haus in André Agassis Nähe ein. Diese Gespräche, das muss man immer wieder betonen, sind das A und O für eine erfolgreiche Beziehung zwischen dem „Autor“ und dem Schreiber. Weil man nur so in die Gedanken des anderen eintauchen kann, die man wiederzugeben hat. Da ähnelt das Ghostwriting dem Redensprechen. Nur dass man sich mit guten Redenschreibern schon immer wie selbstverständlich auch offiziell schmückte, so zum Beispiel Barack Obama mit Jon Favreau, Willy Brandt mit Klaus Harpprecht oder Angela Merkel mit Eva Christiansen.

Und nun kommt der heikelste Moment. Meine Agentin und ich fürchten ihn als „narzisstischen Schock“. Eigentlich habe ich ihn, angelehnt an Narziss’ ersten Blick in sein Spiegelbild, auf den „Autor“ gemünzt. Meine Kolleginnen im Geiste jedenfalls warne ich: Solltet ihr es nicht mit einem Medienprofi zu tun haben; sondern mit einem Kontrollfreak; oder jemandem, der sich selbst für Thomas Mann hält (davon gibt es viele!); und die oder der noch nie an einem Text gearbeitet hat ... Dann

setzt euch am besten mit dem Manuskript mit eurem Gegenüber zusammen und lest es gemeinsam durch, und sobald der oder die andere ausruft (selbst wenn es nicht stimmt, ihr kennt ja den Mitschnitt): „Aber so habe ich das nie gesagt! Das Wort! Geht gar nicht!!“ – dann wiederholt ihr, was ihr vorher viele Male angekündigt habt: „Das kann man ganz einfach ändern!“ Scheißangst: delete! Und weg ist das Wort. Wir nehmen einfach ein anderes. Löschen die ganze Passage. Schieben das hierhin und holen das dafür hervor. Fügen hier was ein. Und legen da noch nach, erzähl mal. Alles kein Problem. Ganz normale Textarbeit. (Schön ruhig bleiben, Ego.)

Und dann tut ihr, was eure Hauptfigur möchte. Außer sie schadet sich damit selbst. Oder dem Projekt, dann vermittelt ihr als Ghost zwischen Verlag und „Autor“. Oder im Notfall umgekehrt: Die Lektorin ruft die Hauptfigur an und sagt: Wir kriegen das hin, es muss ja Ihnen gefallen (und nicht uns im Verlag oder dem Ghost da draußen), denn: Es steht Ihr Name vorne drauf, und daher haben Sie das letzte Wort!

Wobei wir „Ghosts“, das muss man an dieser Stelle erwähnen, uns zunehmend entgeistern: Manche von uns bezeichnen sich inzwischen selbstbewusst als Mitarbeiter oder Mitarbeiterin und werden namentlich auf Covern oder in Danksagungen erwähnt. Und auch Prominente geben öfter zu, dass sie sich haben helfen lassen, wie Prinz Harry oder Heiko Maas. Wann sollten hochbeschäftigte und -bezahlte Politikerinnen, Promis oder Wissenschaftlerinnen denn auch noch Bücher schreiben?

Prominente geben öfter zu, dass sie sich haben helfen lassen

Manche meiner Kollegen finden diese Transparenz wichtig und bestehen darauf, genannt zu werden, auch weil sie es für eine Hybris hielten, würden umgekehrt wir denken, wir könnte deren Jobs machen. In manchen Fällen wollen Auftrags- und Lohnschreiber aber auch bewusst im Hintergrund bleiben, vielleicht aus Sorge, das Ghostwriting könnte ihrem Ruf als Reporter oder Schriftstellerin schaden. Der Journalist Marcus Jauer wollte beispielsweise erst auf Druck hin bekennen, für die Wissenschaftlerin Maja Göpel deren Bestseller „Unsere Welt neu denken“ und „Wir können auch anders“ geschrieben zu haben.

Manchmal, wenn wir Geister uns treffen, unterhalten wir uns sogar über Honorare (und die Gründung einer Geistergewerkschaft).

Ghost: Du hast nur 3500 Euro bekommen? Für ein ganzes Buch? Warum hast du denn das gemacht? (Mögliche Antworten: Weil es mich interessiert hat. / Weil ich reinkommen wollte in die Branche. / Weil ich verrückt war.)

Ghost: Erinnert ihr euch an Polanskis Film „Der Ghostwriter“? Alle schlagen sich lachend auf die Schenkel. Ghost: Der bekam für die Überarbeitung eines Manuskripts für den britischen Premier eine Viertelmillion Dollar! Ghost: Wisst ihr noch, was er über das Manuskript sagte? Alle im Chor: „Die Worte sind schon alle da – aber leider in der falschen Reihenfolge.“

Ich bringe momentan Wörter vor allem für Wissenschaftlerinnen, Mediziner und Psychologinnen in eine Reihenfolge. Das ist total easy. Man muss einfach nur komplexe Sachverhalte und unverständliche Fachidiome anschaulich und lebendig rüberbringen. Und Wissenschaftlern die Angst vor einfacher Sprache nehmen. Meiner Therapeu..., ah, Agentin habe ich versprochen, „erst in Rente“ hermetische Lyrik zu verfassen. Einfach so, nur für mich. Und mein Ego. Das sich dann aufblasen darf wie ein Ballon, der anfängt zu fliegen. Und natürlich erst dann werde ich meine Verschwiegenheit ganz abgeben und meinen Enkeln von allen Abenteuern erzählen, die man als diskretes Talent so erleben kann.

DEUTSCHER ALLTAG

Es ist zwar banal, aber doch immer wieder erstaunlich, wie sehr die Wahrnehmung der Welt von den eigenen Lebensumständen abhängt. Nehmen wir etwa, weil es in dieser Woche den Kalender bestimmt, das Osterfest. Für die zunehmende Zahl der Nicht-Christen (m/w/d), egal ob Heiden, Andersgläubige oder Mirdeochegaler, bedeutet Ostern entweder ein paar arbeitsfreie Tage oder Familienstress oder Freude mit den Kindern oder alles zusammen. Dann gibt es die Opportunistenchristen (es könnte ja sein, dass doch irgendwas dran ist, gerade wenn man älter wird), die am Ostersonntag mal in die Kirche gehen, so wie sie auch an Weihnachten mal in die Kirche gehen. Der Ostersonntag ist für sie Heiligabend mit anderen Mitteln. Wer's mit Kultur und ein wenig auch mit Religion hat (oder umgekehrt), hört im Dezember das Weihnachtsoratorium, zu Ostern die Matthäuspassion. Was wäre Ostern, gar das Abendland ohne Johann Sebastian Bach?

Und dann ist da noch jene Minderheit, die in unseren Breiten jahrhundertlang die Mehrheit war: Menschen, die mit der Passionsgeschichte, mit Tod und Auferstehung, etwas für sie Wichtiges verbinden. Trotz aller Unsäglichkeiten der organisier-



Fast wie Heiligabend

Was wäre Ostern ohne grandiosen Leitartikel und Eierrollen auf dem Rasen des Weißen Hauses?

ten Kirchen, die bei den Katholiken schlimmer sind als bei den Protestanten, glauben sie noch. Es ist ein viel individuellerer Glaube als früher. Individualität ist für eine Organisation, noch dazu für eine so hierarchisch strukturierte wie die vatikanische Kirche, meistens ein Problem. Und dennoch sind gerade die leidlich unverzagten, individuell Glaubenden eigentlich die Felsen, auf denen die Kirchen im Europa des 21. Jahrhunderts aufbauen könnten. Sie müssten es tun, aber stattdessen woelkisieren sie immer noch zu viel vor sich hin, wenn es um ihre Zukunft geht.

Aber Schluss jetzt damit, schließlich darf das kein Osterleitartikel (OLA) werden, weil der Deutsche Alltag eine irrelevante Kolumne weit hinten in der Zeitung ist. „Weit hinten“ – ich denke nicht immer, aber doch oft und dann mutwillig noch in den allmählich verschwindenden Bahnen der gedruckten Zeitung. Der Präkünstliche-Intelligenz-Osterleitartikel war mal fast so was wie Michelangelos Fresken oder ein Fallrückzieher von Klaus Fischer: ehrfurchtgebietend, grandios, einmalig (zumindest jedes Jahr). Glaubten mindestens die, die ihn schrieben und einige, die ihn lasen. Der OLA verknüpfte belebte Metaphysik mit publizistischem

Predigtum. Ich glaube, ich habe nie einen OLA geschrieben, obwohl ich gerade samstags der Metaphysik näher stehe als der Vernunft.

Heute hat mit der Entörtlichung der Zeitung, also ihrer Verpflanzung in die Große Wolke als digitale Ausgabe, vor allem aber als vertikale Bild- und Text-Wischsamm lung auf der Homepage, auch eine Entzeitlichung des Osterleitartikels stattgefunden. Früher fand man ihn am Ostersonntag auf der Seite Vier. Und nur da. Wenn

Die Hälfte der Volksbräuche hat mit Fruchtbarkeit zu tun, die andere mit bösen Geistern

man diese Ausgabe nicht aufhob – und wer tat das schon außer den jeweiligen Autoren der Stücke? – verschwand der OLA im Archiv. Dort konnten ihn nur die emsigen Archivarinnen und Archivare wiederfinden, die nach Art von Alberichs Gesellen das auf allmählich vergilbendem Papier geklebte Gedächtnis der Zeitung verwalteten. Das war früher.

Heute gibt man einfach „SZ Leitartikel Ostern“ in die Suchmaschine ein. Wenn man dies, aus was für Motiven auch immer, im August tut, kommt der OLA den

noch frisch auf den Bildschirm, so als sei er gerade geschrieben worden. So gesehen ist immer Ostern. Oder auch nie. Ganz wie es einem gefällt.

Abgesehen vom OLA gibt es eine Menge anderer seltsamer Osterbräuche. Als ich USA-Korrespondent war, habe ich mal beim Ostereier-Rollen (easter egg roll) auf dem Rasen des Weißen Hauses zuge sehen. Da liefen Kinder mit langen Löffeln in der Hand nicht besonders schnell um die Wette und rollten Eier vor sich her. Der damalige Präsident Bill Clinton schaute zu und lachte mit einem Mund voller Zähne. (Wenn Clinton lachte, hatte ich immer den Eindruck, er habe mehr Zähne als andere Menschen.) Angeblich soll das Rollen der Ostereier etwas damit zu tun haben, dass bei der Auferstehung der Stein vor dem Grab Jesu weggerollt wurde.

Warum daraus dann allerdings ein Wettrollen entstanden ist, wissen die Götter. Die Götter? Die Eier sind ohnehin eher heidnisches Zeug, Opfergaben und so. Und natürlich haben sie irgendwas mit Fruchtbarkeit zu tun. Erfahrungsgemäß hat die eine Hälfte der Volksbräuche mit Fruchtbarkeit zu tun, die andere Hälfte mit bösen Geistern. Bei den Khasi in Indien gibt es das Eierorakel, bei dem ein Ei mit viel Mumbojumbo auf eine Holzplatte

geworfen wird. Der weise Eierwerfer liest danach aus der Lage der Schaleteile die Zukunft, individuelle Schicksale oder sonstiges bis dahin Verborgenes. Der Eierwerfer ist dort wahrscheinlich so etwas wie bei uns der Osterleitartikler.

Ich jedenfalls werde zu Ostern in Hans Blumenbergs „Matthäuspassion“ lesen, in der er sich mit Bachs Matthäuspassion, Gott und dem Leben allgemein auseinander setzt. Außerdem höre ich die Johannespassion sowie die neue Platte von *Lan-kum*, einer Dubliner Folkband, die enorm gegenwärtige irische Musik macht. Nicht östlich, aber sehr gut. Möglicherweise lese ich auch den OLA, vielleicht mache ich das aber auch erst im August in Italien. Am Ostersonntag gehe ich wohl in die Kirche. Man kann ja nie wissen, zumal in meinem Alter.

Kurt Kister



Kurt Kister schreibt über die Wichtigkeit des Unwichtigen.